東京大学総合図書館
0004317442

E400
511

Nach einer Photographie von R. Ganz in Zürich

Gestalten und Geschichten

Von

Johannes Scherr

1663

Berlin und Stuttgart
Verlag von W. Spemann
1886

Opportunitäts-Bagatellchen.

Sie verlangten, lieber Freund, daß ich „als einer, der kein Blatt vor den Mund nimmt“, Ihnen mittheile, was ich über die dermalige Zeitlage im allgemeinen, sowie über diese oder jene Zeiterscheinung im besonderen, zu denken so frei sei.

Dabei vergaßen Sie, daß es gegenwärtig durchaus nicht zeitgemäß und „stilgerecht“ ist, kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Die Universalweisheit unsrer Tage, die Opportunität, fordert, daß man nicht nur ein Blatt, sondern viele Blätter, ja ganze Bücher vor den Mund nehme, um entweder nichts zu sagen oder aber nur das zu sagen, was hoch droben oder auch tief drunten zum Wohlgefallen gereichen soll.

Zeit jeder Mensch von Wissen, Grundsätzen und Sitten ein Aristokrat, d. h. ein Mann, der, unbekümmert um die Meinung der Menge, seinen Weg geht und Lob oder Tadel vonseiten des vornehm-süßen wie des gemein-sauern Pöbels gleich geringschätzt.

Ueber kurz oder lang werden sich, glaube ich, alle Denkenden und Redlichen, ganz ohne Rücksicht auf die bornirten Parteilosungen des Tages, zu einer Aristokratie im besten, will sagen im eigentlichen und wahren Sinne des Wortes zusammenthun müssen, zu einer Aristokratie, deren Zweck und Ziel die Verabscheuung und Bekämpfung von allem Dummen, Gemeinen, Rohen und Schwindelhaften sein wird. Jede Demokratie aber, welche, wie das der schweizerischen bis zur Stunde nachgerühmt werden kann, auf Gesundheit, Gedeihsamkeit und Dauer Anspruch machen will und darf, hat eine solche Aristokratie nöthig. Ohne dieselbe fällt sie langsamer oder rascher, aber unaufhaltsam zur Anarchie ab und aus dieser geht naturnothwendig die Tyrannis hervor, erst in der Gestalt pöbelherrischer Rohheit, dann in der Form des Säbelregiments. Wer diese Wahrheit nicht einzusehen vermag, der sollte in öffentlichen Angelegenheiten mitzureden nicht sich erdreisten. Wer sie nicht einsehen will, ist weiter nichts als ein „Geschäftlimacher" in Politik.

Aber was rede ich von Aristokratie und Demokratie, von Republik und Monarchie? Bei näherem Zusehen haben diese Bezeichnungen nur noch die Bedeutung von Worten ohne substanziellen Gehalt.

Wenigstens in den Ländern, welche wir als „civilisirtes Europa" zu bezeichnen pflegen. Was darüber hinausliegt, wollen wir vorderhand beiseite, d. h. in ihrer halben oder ganzen Barbarei liegen lassen. So weit das civilisirte Europa reicht, sind, im ganzen und großen, die physischen und moralischen Lebensbedingungen so ziemlich überall dieselben oder wenigstens sehr ähnliche. Folglich hat eine vorschreitende Uebereinstimmung der Anschauungen, der intellektuellen und materiellen Bedürfnisse, sowie ihrer Befriedigungsweise, und demnach auch eine deutlich sichtbare Ausgleichung der politischen Unterschiede und Gegensätze mehr und mehr sich entwickeln müssen. Die Principien des Privatrechts und die Praktiken der Strafrechtspflege, die Aufgaben der Polizei, die Formen der Verwaltung, die Normen des Verkehrswesens sind in der Hauptsache überall dieselben. Man muß nur Wesenheiten und Redensarten zu unterscheiden wissen. Die Fürstensouveränität ist im Grunde ein gerade so abstraktes Ding wie die Volkssouveränität. Mit dieser putzt man in Republiken, mit jener in Monarchieen die brutale Thatsache heraus, daß es nur eine wirkliche und wesenhafte Souveränität gibt: die Naturnothwendigkeit. Mit dem unerbittlichen Drang und Zwang derselben möglichst leidlich sich abzufinden, das ist die Aufgabe der Gesellschaft. Die menschliche Civilisation stellt sich dar als das Produkt aller die Jahrhunderte und Jahrtausende herab gemachten Versuche, diese Aufgabe zu lösen. Die Lösung ist aber

im Verlaufe der Zeit keineswegs leichter, sondern vielmehr immer schwerer geworden. Warum? Darum, weil mit den Vorschritten der Kultur die Ansprüche der Menschen und zwar der Menschenmassen an das Leben nicht nur gewachsen sind, sondern weil diese Ansprüche jene Vorschritte sogar weit überholt haben.

Es ist also ein schreiendes Mißverhältniß vorhanden zwischen dem, was die Massen begehren, und dem, was die bislang vonseiten der Civilisation erreichte Abfindung mit der Naturnothwendigkeit zu gewähren vermag. Dieses Mißverhältniß nennt man die sociale Frage.

Dem deutschen Reichsregiment gebührt die Ehre, zuerst von staatswegen und im großen gesetzgeberischen Stile den Versuch unternommen zu haben, auf diese schicksalsschwere Frage eine Antwort zu finden oder wenigstens zur Beantwortung derselben erheblich beizutragen. Ich habe meine unmaßgebliche Ansicht über solches muthige Beginnen anderwärts in diesem Buche — („Wallfahrt nach Mariä-Einsiedeln") — freisam ausgesprochen und will Sie, lieber Freund, darum hier weiter nicht damit behelligen. Gestatten Sie mir nur, beizufügen, daß ich meine, der Schwindelglaube an die dumme Lüge, die Menschen seien von naturwegen frei und gleich, werde stets ein Haupthinderniß einer möglichen, d. h. annähernden Lösung der sogenannten socialen Frage sein. Man sollte doch endlich aufhören, der nackten Wahrheit, daß die Menschen von naturwegen kläglich unfrei und unberechenbar ungleich

sind, das angeblich „naturrechtliche" Phrasenmäntelchen umzuhängen. Ueberhaupt wäre es an der Zeit, die Natur zu nehmen, wie sie ist. Falls es nicht unstatthaft sein würde, derselben irgendwelche moralischen Eigenschaften anzudichten, müßte man sagen, es habe nie ein kindischeres Geschwätz gegeben als das von der „allgütigen Mutter Natur". Viel gerechter könnte man diese „allgütige Mutter" die fühlloseste aller Tyranninnen nennen und sie als mit einem starken Zug von Bosheit behaftet darstellen. Sodann möchte ich über das vorhin flüchtig gestreifte Thema auch noch bemerken, daß, meines Erachtens, das Problem einer gesellschaftlichen Reform gar viel von seiner Schwierigkeit und Gefährlichkeit verlieren würde, wenn nur erst die Menschen begreifen wollten, daß sie vor allem sich selber reformiren sollten. Die Pestilenz des Größenwahns ist der Hauptschaden unserer Zeit. Die Leute wollen über ihr Wissen und Können, über ihren Stand und ihre Mittel hinaus. Daher der geschäftliche Schwindel und die knechtische Streberei, daher die Verstumpfung des Gewissens und die Verwischung des Pflichtbewußtseins, daher die Verlotterung der Charaktere und die Verluderung der Sitten.

Wenn das socialpolitische Vorgehen der Reichsregierung die verschiedenartigsten Beurtheilungen erfahren hat und erfährt, so lag und liegt das im Wesen der Sache. Man kann darüber doch sehr verschiedener Ansicht sein und sollte nicht gleich als „Reichsfeind" verschrieen werden, wenn man an das staatssocialistische

Feuer zu kuriren. Seine von infernaler Glut volle Seele trug Cesare in einem Körper von herkulischer Kraft und höchster Gewandtheit in allem ritterlichen Sport von dazumal. Bei einem der Stiergefechte, welche die Borgia in Rom aufgebracht haben, hat er mit einem Spadastreich einem der Kampfstiere den Kopf vom Rumpfe gehauen, welches Kraftstück die knechtischen Römer als eine Heldenthat wie toll bejubelten. Auch später, als sein Wüstlingswandel ihm das Gesicht mit Kupferroth und Schwären bedeckt hatte und er mit Bubonen behaftet war, muß seine Persönlichkeit noch immer eine imponirende gewesen sein und ein Kraftmensch ist er geblieben bis zuletzt.

Syphilis von Cesare.

Am 20. September von 1493 hielt der Papst ein Konsistorium, um einen großen Kardinäleschub vorzunehmen. Es wurden zwölf Kardinalshüte vergeben und unter diesen Ernennungen sind besonders zwei kennzeichnend gewesen. Alexander ernannte nämlich seinen siebzehnjährigen Sohn Cesare zum Kardinal von Santa Maria Nuova und niemand wagte gegen dieses den Gesetzen der Kirche hohnsprechende Aergerniß Einsprache zu thun. Das Skandal wurde nur noch schreiender durch die Meineide, mittels welcher die Makel der Bastardschaft von dem Papstsohn weggesäubert werden sollte. Unter Beihilfe der beiden Kardinäle Orsini und Pallavicini ließ Alexander durch falsche Zeugen beschwören, daß Cesare der Sohn von Domenico d'Arignano sei, einem der Schein-Männer seiner Mutter Vanozza. Nicht weniger skandalvoll war die Erhebung des Alessandro Farnese zum Kardinal, eines verrufenen Wüstlings, welcher aber das Verdienst hatte, der Bruder jener wunderschönen Julia Farnese zu sein, welche noch

als halbes Kind der Verführungskunst des Kardinals Borgia erlegen, dann mit Lodovico Orsini von Bassanello verheiratet worden, jetzt aber, 1493, kaum zwei Jahre nach ihrer Heirat, mit Wissen und Willen ihrer Mutter und der ganzen farnesischen Sippschaft die Hauptodaliske des Papstes war*). Die abscheuliche Machenschaft dieser Kardinalisirung war so stadtkundig, daß Alessandro Farnese im römischen Volksmund nur „il cardinale della gonella“ (der Schürzenkardinal) hieß**).

---

*) Sannazar witzelte darüber:

Europen Tyrio quondam sedisse juvenco,
Quis neget? Hispano Julia vecta bove est.

(Wie dereinst von dem tyrischen Stier Europa entführt ward,
So von dem spanischen Stier Julia wurde entführt.)

**) Hauptquelle für die Geschichte der Borgiawirthschaft ist, neben den amtlichen Urkunden und den Depeschen der gleichzeitigen beim „heiligen Stuhl“ beglaubigten fremden Gesandten, bekanntlich das lateinisch geführte Tagebuch, welches der päpstliche Ceremonienmeister Johannes Burkhard, ein Straßburger von Geburt, hinterlassen hat und welches früher nur bruchstücksweise bekannt war, jetzt aber in einer vollständigen und mit kritischer Sorgfalt hergestellten Ausgabe vorliegt: — Johannis Burchardi, Argentinensis, capelle pontificie sacrorum rituum magistri, Diarium sive rerum urbanarum Commentarii (1483-1506). Texte latin publié intégralement pour la première fois d'après les manuscrits de Paris, de Rome et de Florence par L. Thuasne. Paris, E. Leroux, 1883—84, t. 1—2. Der Bericht über das oben berührte Geschehniß lautet bei Burkhard (II, 84) so: „Die 20 septembris 1493 papa Alexander creavit duodecim cardinales. Inter primos fuit creatus filius ipsius ex se et quadam muliere quam ipse nupserat cuidam Dominico de Arignano, et semper fuit habitus, tentus et reputatus ejus filius et ipse fecerat eum episcopum Pampelonensem, item unum de domo Farnesia, consanguinem Juliae Bellae, ejus concubinae.“

gründlich ausgeplünderte Neapel, allwo etliche Wochen später König Ferrante und Jofred Borgia wieder einzogen*.) Am 1. Juni war Karl in Rom, woraus der Papst sich nach Orvieto in Sicherheit gebracht hatte. Ueber Viterbo, Siena, Pisa ging der französische Rückzug den Alpen zu. Bei Fornuovo am Taro verlegte ein Heer der Liga dem König den Weg. Aber Karls deutsche und schweizerische Landsknechte brachen ihm tapfer einen Durchpaß, worauf es ihm in Turin gelang, den Lodovico Sforza, welcher seine Allianzen wechselte wie Handschuhe, von der Liga abzuziehen und zu einem Separatfrieden zu bewegen. Damit war dieses gallische Gloirestück aus und vorbei. Denn der König machte, daß er über die Alpen hinüberkam, und die Heeresreste, welche er in Neapel und anderwärts auf italischem Boden zurückgelassen, wurden aufgerieben oder gingen sonst kläglich zu Grunde.

Am 27. Juli 1495 kehrte der Papst in den Vatikan zurück und zur Sommerzeit des nächstfolgenden Jahres hatte er seine ganze Familie, die drei Söhne und die Tochter, den Schwiegersohn und die Schwiegertochter, in Rom bei sich.

4.

Alle die Fährlichkeiten, welche der heilige Vater während der letzten Jahre zu bestehen und durchzumachen

*) König Ferrante starb schon im Oktober von 1496 kinderlos. Sein Nachfolger auf dem Thron von Neapel war sein Oheim Federigo.

gehabt, mußten selbst einen so leichtlebigen Mann zum Nachdenken veranlassen. Zum Nachdenken über seine Macht, welche sich ja kürzlich nur als eine sehr problematische gezeigt hatte. Er konnte sich's nicht verhehlen, daß, wie gläubig-dumm die Volksmassen immer noch sein mochten und wirklich waren, die Bannblitze und Interdiktedonner der Gregore, Innocenze und Bonifaze ganz bedeutend sich verkühlt und verdünnt hätten seit den Zeiten, wo sie Kronen von den Häuptern von Kaisern und Königen geschlagen und Nationen erzittern gemacht. Die Menschen, d. h. die Leute, welche überhaupt etwas zu sagen und zu bedeuten hatten, waren nachgerade so klug geworden, daß sie zu rechnen verstanden und folglich durchaus nicht mehr geneigt und willig waren, die Wirklichkeiten der thatsächlichen Welt um der Möglichkeiten einer bloß vorgestellten willen hintanzusetzen und hinzugeben. Wenn man herrschen wollte — und die Borgia wollten herrschen — so konnte man es nur auf der Grundlage eines sicht- und greifbaren Besitzes. Der Rabbi von Nazaret, ja, der hatte wohl sagen können: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Aber wohin wäre am Ende des 15. Jahrhunderts der „Statthalter Christi“ mit derartiger Idealpolitik gekommen? Etwa in eine Klosterzelle oder in eine Anachoretenhöhle. Wir, Don Rodrigo Borgia sammt Sippschaft, wir haben einen bessern Geschmack. Wir wollen in Palästen hausen und alles und jedes genießen, was die Erde von Genüsslichem bietet. Wir sind keine Idealnarren, behüte, sondern Realisten und Realpolitiker. Land und Leute wollen wir besitzen, eine Macht nicht nur vorstellen, sondern auch sein. Darum erinnern wir uns jetzt, in diesem Jahre 1496, mit voller Deutlichkeit, daß von rechtswegen

weder den römischen Baronialfamilien noch den romagnolischen und umbrischen Tyrannenhäusern das Patrimonium Petri gehöre, sondern uns und nur uns. Laßt uns daher den Tyrannen und Baronen den borgia'schen Meister zeigen.

Der erste Versuch, diesen Entschluß zur That zu machen, fiel aber unglücklich aus. Der Papst warb Truppen, unterstellte dieselben dem Kommando seines Sohnes Juan und nahm auch den Herzog Guidobaldo Montefeltre von Urbino in seinen Sold. Diese Rüstungen galten den mächtigen Orsini, welchen zuerst der Meister gezeigt werden sollte. Aber diese Barone zeigten solchen vielmehr den Borgia, indem sie im Januar von 1497 bei Soriano das päpstliche Heer vollständig schlugen, den Herzog von Urbino fingen und den verwundeten Duca di Gandia nach Rom heimjagten. Alexander mußte sich zu einem Friedensvertrage herbeilassen, kraft dessen die Orsini gegen Entrichtung von 50,000 Goldgulden an die Kurie, ihre sämmtlichen Städte, Burgen und Ländereien behielten.

Man mußte die Sachen anders anfassen. Mit offener Gewalt ging es nicht. Um so weniger, als die Borgia außer ihrer spanischen, etwa 3000 Mann starken Landsknechtetruppe dazumal eine verlässliche Schlüssel-Soldateska nicht besaßen und diese Spanier gerade nur ausreichten, die zur Zeit gegen den spanischen Papst verstimmten und auflüpfischen Römer niederzuhalten. Versuchen wir es also, kalkulirte der heilige Vater, mit den Waffen der Klugheit, so den Gescheiden wider die Dummen gegeben sind.

In Wahrheit begann jetzt jene Periode der borgia'schen Realpolitik, deren „Praktiken" wenig später der

florentinische Staatsschreiber Machiavelli in seinem Buch „Vom Fürsten" mit „Satansfingern", wie seine Gegner schalten, systematisirt hat. Diese Beichte eines glühenden italischen Patrioten von dazumal, wie ich das schreckliche Büchlein nennen möchte, zeigt unleugbare Spuren vom Einfluß der Borgiawirthschaft auf den Verfasser und namentlich hat den Staatsschreiber von Florenz, welcher nicht davor zurückschrack, die vielerlei Teufel, von welchen die arme Italia besessen und gepeinigt war, mittels Belzebubs auszutreiben, Cesare Borgia, mit welchem er ja im Auftrage seiner Signorie wiederholt zu verhandeln hatte, augenscheinlich mit kaum verhehlter Bewunderung und Hochschätzung erfüllt. In diesem von „moralischen Skrupeln" durchweg unbehelligten Realpolitiker, welcher sich nicht im Schlafe, geschweige im Wachen einfallen ließ, daß Macht dem Rechte *nicht* vorgehen könnte, sollte, müßte, und der auf seinem Wege hinderliche Menschen so unbedenklich zertrat, als wären sie nur lästige Insekten, in diesem kaltblütigen Rechner und kecken Thatmann konnte Machiavelli gar wohl *den* „Principe" gefunden zu haben glauben, welchen er für nöthig hielt, Italien zu reinigen und zu einigen.

Wenn aber ein so scharf und groß denkender Mann eine Rettung seines Vaterlandes nur in der Verwirklichung des furchtbarsten Tyrannen-Ideals erblickte, so zeichnet dies das Elend Italiens ätzender, als es der Griffel eines Tacitus oder Juvenal zu zeichnen vermocht hätte. Der Staatsschreiber von Florenz war eben *auch* ein Realpolitiker und als solcher wußte er, daß man mit so „ideologischen" Dingen wie Vernunft, Recht, Moral und Selbstlosigkeit den Leuten nicht beikommen kann, son-

Herren untereinander im ewigen Hader lagen und in ihren Zänkereien die kleinlichste Eifersucht und den grünsten Neid sehen ließen, ist so selbstverständlich, daß es der Belege dafür, welche Archenholtz in seinem Monstrum von Buch beigebracht hat, gar nicht bedurfte. An komischen Zwischenspielen in diesem Musenhofdrama fehlte es auch nicht. Ein französischer Windbeutel von der windbeuteligsten Sorte, der Arzt Bourdelot, welcher „die Zither spielen, artige Lieder singen, allerlei Räucherpulver machen und auch gut kochen konnte", hatte sich „durch seine Frechheit, seine lustigen Einfälle und seine glücklich angebrachten Stachelreden" bei der Königin so beliebt zu machen gewußt, daß er für eine Weile geradezu ihr Günstling war. Zwei der Hofprofessoren, Meibom und Naude, standen ihm irgendwie im Wege oder auch wollte er aus bloßem Muthwillen auf Kosten der beiden Pedanten sich und seine Gönnerin belustigen. Kurz, eines Tages wußte er es dahin zu bringen, daß Meibom eine „antike" Arie sang und Naude dazu ein „antikes" Ballet tanzte. Man kann sich denken, wie das geklungen und ausgesehen haben mag und wie der gesammte Musen- und Nichtmusenhof darüber in Lachen ausbarst. Zu spät merkten die beiden ehrwürdigen „Säulen der Wissenschaft", wie sie gefoppt worden, und wüthend darüber gab der Meibom dem Bourdelot keine „antike", wohl aber eine saftige moderne Ohrfeige. Christina rächte diese Beschimpfung ihres Günstlings damit, daß sie den Sänger antiker Arien und Austheiler moderner Ohrfeigen fortschickte.

Neben der gelehrten Kurzweil, welche, wie das mitgetheilte Beispiel zeigt, keineswegs immer eine feine war, ist am Hofe Christina's noch allerhand andere mit

stets wachsender Verschwendung von Zeit und Geld im Schwunge gewesen. Das Rennen, Reiten und Rumoren hörte nicht auf. Ringelrennen wechselten mit Thierhetzen, Schmäuse und Tänze mit italienischem Opernspektakel. Gewiß konnte die Jugend der Königin ihrem Wohlgefallen an derlei Zeitvertreib zur Entschuldigung dienen und im ganzen und großen hat sich Christina in den ersten Jahren immerhin so verhalten, daß sie die lobende Schilderung, welche der französische Gesandte an ihrem Hofe, Chanut, in seinen später (1675) gedruckten „Mémoires" (I, 240 ff.) von ihr entworfen hat, nicht übel verdiente.

Allein solches löbliche Verhalten und Regiment war nicht von Dauer und allmälich kehrte Christina in ihrem ganzen Gebaren mehr und mehr die „Emancipirte" heraus. An die Stelle gewissenhafter Erledigung der Staatssachen trat ein sichtbarer Ueberdruß an der Beschäftigung mit ernsten Dingen. Die Zerstreuungs- und Verschwendungssucht wuchs rasch und rascher, die Launenhaftigkeit wurde immer unberechenbarer, die Vernachlässigung von Anstand und Dekorum stets merklicher, der Günstlingewechsel anstößiger. Auf den Franzosen Bourdelot folgte in der Gunst der Königin der Spanier Pimentel. Am theuersten jedoch kam Schweden ein einheimischer Günstling zu stehen, der Graf Magnus Gabriel de la Gardie, der schönste und glänzendste Kavalier des Hofes, welcher im Alter von 22 Jahren von der Königin zum Oberst der Gardetruppen ernannt, dann zu anderen Ehren und Würden erhoben, item mit Zuwendungen, Belohnungen und Geschenken aller Art so überhäuft wurde, daß er aus seinem Grundbesitz allein jährlich ein Einkommen von 80 000 Reichsthalern beziehen konnte — ein für

nicht genau nahm, erregte Christina's sultanisches Vorgehen große Entrüstung. Den schon im Wachsen begriffenen Hochmuth des jungen Königs mochte dabei am meisten verdrießen, daß auf seinem Grund und Boden jemand etwas vollbracht hatte, was nur ihm als dem souveränen Herrn über Leben und Tod zustände. Die Behauptung der Exkönigin, sie hätte den Monaldeschi „exekutiren" lassen kraft der obersten Gerichtsbarkeit über „ihre Leute", die sie sich ja im Juni von 1654 vorbehalten, wurde von den Höflingen ganz unstatthaft befunden. Indessen fand sie nicht allein heftige Ankläger, sondern auch beflissene Vertheidiger. Der in der Hirschgalerie von Fontainebleau vollzogene Mord brachte das ganze Reich der Schulfuchserei in Aufregung und die Herren Mikrologen von damals verwandten ungeheuer viel Dinte und Druckerschwärze auf diesen „curieusen Casus". Bemerkenswerth ist aber, daß ein Mann wie Leibnitz sich auf die Seite Christina's stellte. Der juristische Formalismus, auch den eines Leibnitz nicht ausgenommen, hat es ja von jeher geliebt und verstanden, die einfachsten Begriffe so zu verwickeln, daß kein Verstand der Verständigen mehr zu unterscheiden vermöchte, was unten oder oben, hinten oder vorn, gerade oder krumm, recht oder schlecht.

Leibnitz.

Gelehrte Tistelei vermochte aber den Stoß, welchen Christina's Ruf und Ansehen durch die Ermordung Monaldeschi's erlitt, doch nicht zu pariren. Es ging mit ihr von jetzt an sichtlich bergab. Ein Versuch, dem großen Cromwell eine Einladung nach England abzuschmeicheln, mißlang. Der Protektor wollte mit der emancipirten Dame nichts zu schaffen haben und schickte den Agenten derselben, einen gewissen Maldeschi oder

Madalschi mit langer Nase heim. Dieser Agent gehörte zu der Bande von „Welschen", allwomit die Exkönigin sich umgeben hatte, eine Gefolg- oder Gesindelschaft, welche große Aehnlichkeit mit jener aufwies, womit anderthalb Jahrhunderte später eine andere Emancipirte, Karoline von England, Gemahlin Georgs des Vierten, ihre abenteuerlichen Wanderjahre verbrachte und so schreiendes Aergerniß erregte, daß ihr Lebenswandel noch skandalhafter erschienen wäre als der ihres Herrn Gemahls, so das nämlich möglich.

Die Tochter Gustav Adolfs war jetzt schon so herunter, daß sie sich nicht schämte, ihre Zulassung zum französischen Hofe zu erbitten, zu erbetteln. Als sie die widerwillig gegebene Erlaubniß endlich erhalten hatte, kam sie am 24. Februar von 1658 von Fontainebleau nach Paris, wo man ihr im Louvre Obdach und Gemach gab. Ihre Aufnahme war aber in jeder Beziehung so, daß alles und jedes den Wunsch verrieth, sie sobald wie möglich wieder loszuwerden. Sie hatte gehofft, durch Mazarins Einfluß zu erwirken, daß man sie einlüde, ihren ständigen Aufenthalt in Frankreich zu nehmen. Allein der König und die Königin wollten davon nichts wissen und Christina mußte, ob sie wollte oder nicht, schließlich doch spüren, wie überlästig sie im Louvre sei. In der Fastenzeit verließ sie demnach Frankreich zum zweitenmal und reiste über Toulon und Livorno nach Rom zurück.

Sie weiter auf ihren Irrfahrten zu begleiten, müßte langweilend wirken. Sie selbst begann ja den Leuten nachgerade langweilig zu werden. Zwar unterließ sie nichts, um sich „en vogue" zu erhalten. Versuchte sie doch sogar noch verschiedene Haupt- und

rischen Ahnfrau nichts gemein als höchstens den Nasenschwung und war eine kreuzbrave Ehe- und Hauswirthin.

Was Uriels Vater Cyriak Gumperle angeht, so hätte selbiger, so es ihm darum zu thun gewesen wäre, Ahnen zu „proben" vermocht, die ihn nahezu hof- und stiftsfähig gemacht haben würden. Sein Ahnherr Hunibald Gumperle war zur Zeit der bekannten Bernsteinhexe als ritterlicher Pferdedieb gehenkt worden. Das stand urkundlich fest. Sodann ging in der Familie die Sage, Cyriaks Urgroßvater Barnabas Gumperle wäre von dem König Friedrich Wilhelm dem Ersten zum Ritter geschlagen worden, und diese Sage hatte einen viel geschichtlicheren Kern als z. B. die Tellsage. Barnabas Gumperle war wirklich geschlagen worden und zwar zweifelsohne von der genannten preußischen Majestät. Als er nämlich eines Tages in den Straßen von Berlin herumbummelte und Maulaffen feilhatte, wurde er unversehends von dem Könige betroffen, welcher bekanntlich das Bummeln und Maulaffenfeilhaben nicht leiden konnte und mit dem von einem Stockstreichehagel begleiteten Donnerwort: „Geh' heim, Kerl, und thu' was!" Barnabam von der Bildfläche verschwinden machte.

Die Erinnerung an diese allerhöchste Gunstbezeigung hatte im Hause Gumperle königstreue Unterthänigkeit zu einem, so zu sagen, eingehauenen Erbstücke gemacht. Seit Menschengedenken hatten sämmtliche Gumperles schwarzweiße Herzen in der Brust getragen „mit Gott für König und Vaterland". Es muß daher als ein räthselhaftes Naturspiel, ja geradezu als eine Naturwidrigkeit bezeichnet werden, daß der letzte Sproß einer so loyalen Familie nicht nur zeitweilig vom liberalen Schnupfen befallen, sondern mitunter sogar vom fortschrittlichen Veitstanz drehend gemacht wurde. Das waren jedoch nicht chronische, sondern eben nur, wie angedeutet, periodische Leiden. Der ungeheure Bildungstrieb, welcher in unserem Uriel rumorte, ließ ihn nie fertigwerden, nie zu einem Abschluß seiner Anschauungen gelangen. Er hat daher auch all sein Lebtag zwischen Philisterei und Weltbürgerei geschwankt wie, ich will nicht sagen, wie Buridans Esel zwischen den zwei Heubündeln, aber doch so ungefähr wie vordem der richtige Nationalliberale zwischen Bismarck und Lasker.

Vorderhand war er, wie gesagt, ein Musterknabe, welcher im Sommer nie in tiefes Wasser und im Winter nie auf's Eis ging, niemals ein Loch weder im Rock noch im Kopf heimbrachte, dagegen aus der Schule die allerbesten Noten im Wissen und im Wandel. Als Primaner war er Primus in der Klasse und er hätte zweifelsohne das maturste aller Maturitätsexamina gemacht, so nicht etwas dazwischengekommen wäre. Dieses ziemlich gewöhnliche etwas war, daß der zum Musterjüngling aufgeschossene Uriel von jener heftigen Kinderkrankheit heimgesucht wurde, welche in Kompendien der Pathologie als „Erste Liebe" rubricirt ist. Der Gegenstand derselben war Bellini's Norma, d. h. die kolossale Schönheit und Sängerin Adalberga Zwetschge, von welcher der selige Dietrich Christian Grabbe vorahnend gesagt hatte, ihre Stimme sei so schneidig, daß man sich damit rasiren könnte. Das konnte nun freilich Uriel nicht, weil er noch keinen Bart hatte. Auch erschien ihm ja Adalberga's Stimme lind und weich wie geschlagene Sahne.

Ade nun griechische Syntax und Logarithmen, ade Horaz und Tacitus, Sophokles und Demosthenes! Unser Musterjüngling liebte, liebte so, alswie, das fühlte er

und Syrien, starb aber zu vorzeitig (i. J. 19), als daß er auf die Entwickelung des Sohnes hätte einwirken können. Der Knabe kam dann unter die schlaffe Zucht von Frauen: erst seiner Mutter, hierauf, als diese beim Tiberius in Ungnade gefallen und ins Exil geschickt war, seiner Urgroßmutter Livia und endlich, als diese gestorben, seiner Großmutter Antonia. Im Jahre 32 rief ihn sein Großoheim Tiber zu sich nach Capri, wo er bis zum Ableben des Kaisers zumeist verweilte, mit sklavischer Unterthänigkeit in alle Tyrannenlaunen des düsteren Greises sich fügend. Dieser hielt nicht viel von dem Großneffen, sondern sehr wenig, und der Prinz hatte weder das Zeug noch den Willen, diese üble Meinung in eine bessere umzuwandeln. Er war ein beschränkter, aufgeblasener Junge, dem die Vorstellung von seiner Wichtigkeit schon frühzeitig zur fixen Idee geworden war, träge zum lernen, stumpf für alles Bessere und Höhere, mit einem starken Hang sowohl zur Lüderlichkeit als zur Grausamkeit behaftet, dabei einer Dosis jener gemeinen Schlauheit nicht entbehrend, welche sich zu ducken, zu kriechen und zu heucheln versteht, bis die Zeit gekommen, wo sie stolziren, despotisiren und bramarbasiren darf. Der Urgrund von all seiner Verkehrtheit mag wohl in dem ererbten verderbten Blut zu suchen gewesen sein. Er litt darum in Knabenjahren an einer schrecklichen Krankheit, der Fallsucht, und obzwar später seine Körperkräfte so zunahmen, daß er Anstrengungen auszuhalten vermochte, so warf ihn maßlose Ausschweifung doch immer wieder in eine solche Schwäche zurück, daß er zeitweilig weder stehen noch gehen konnte und seine Gehirnnerven den Dienst versagten. Es ist kennzeichnend, daß der Prinz schon auf Capri, sobald das kalte

Caligula von Philippides.

Auge des Großoheims nicht auf ihm ruhte, seinen schlechten Instinkten freien Lauf ließ. Seine Lieblingsstätten waren Lupanarien, seine bevorzugten Gesellschafter Komödianten, Schnurranten und Saltanten. Die Qualen Gefolterter oder Hinzurichtender mitanzusehen, war eine seiner Freuden.

Beschmeichler der Prinzenschaft des jungen Menschen haben ihn frühzeitig glauben gemacht, er wäre ein Genie. Die barocken Einfälle, die er mitunter hatte, wurden von seinen Schranzen als Proben höchster Witzigkeit belacht und beklatscht. So, wenn er seine Urgroßmutter Livia einen „Ulysses im Unterrock (Ulyssem stolatum)“ nannte. Der verderblichste seiner Schmeichlerfreunde war aber der jüdische Prinz Herodes Agrippa, welcher als Exulant in Rom lebte und mittels maßloser Verschwendung die vornehme römische Jugend in alle Ueppigkeit und Lasterfülle orientalischer Höfe einweihte. Die größte Gefahr vonseiten des Einflusses, den er auf Caligula übte, lag darin, daß er die enge Gehirnhöhle desselben mit der Wahnvorstellung zu füllen suchte und wußte, ein orientalischer Monarch wäre etwas ganz Anderes, etwas unendlich viel Besseres und Erhabeneres als ein römischer Cäsar und Princeps, dessen Macht ja durch die noch immer bestehenden Formen und Formeln der Republik eingeschränkt sei. Ein orientalischer König der säße auf seinem Thron als der wirkliche und leibhafte Gott seiner Unterthanen, Herr über aller Gut und Leben, unumschränkt, unfehlbar, allmächtig und allheilig. Einer derartigen Unterweisung bedurfte es gerade noch, um den schwachen Kopf des Prinzen schwindelig und wirbelig zu machen.

Der alte Tiberus, welcher aller Verdüsterung un-

parte ohne Umstände den Vorsitz genommen und diktatorisch gesprochen hatte. Schon an jenem Tage wurde dem neuen Staatsbau der Stämpel einer absoluten Despotie aufgedrückt. „Ich bin nicht gemacht zu einem konstitutionellen König-Mastschwein à la König von England," sagte wachtstüblich-drastisch der neue Gebieter Frankreichs. Die verfassungsstaatlichen Ornamente, womit die Konsularverfassung herausgeputzt wurde — (Gesetzgebender Körper, Senat, Tribunat) — erwiesen sofort ihre kläglich-gipserne Natur und es war nur ein Hohn, so eines Tiberius würdig gewesen wäre, wenn der Erste Konsul solche Statisten wie Roger Ducos und Sieyès, dann Lebrun und Cambacérès als „Mitkonsuln" eine Weile um sich duldete und allergnädigst gestattete, daß *sein* Frankreich noch etliche Jahre lang amtlich eine Republik hieße.

Auf die Walstätten der italischen Feldzüge von 1796—97 hatte Bonaparte mit der Spitze seines Siegerdegens das falsche Testament der Revolution geschrieben, kraft dessen er sich als ihren „legitimen Erben" Frankreich auflog. Denn an diesem Menschen war alles Lüge, ausgenommen sein Genie und seine Selbstsucht. Diese überragte jenes noch weit. Denn alles zusammengehalten, konnte der Mann, wenigstens innerhalb der Zeit seines aufsteigenden Sterns, den Menschen nur darum so riesengroß erscheinen, weil seine Gegner so zwerghaft klein waren. Es erforderte ja fürwahr keine übermenschliche Kraft, Kunst und Mühe, unter lauter Liliputanern sich als ein Gulliver aufzuspielen. Man hat es bekanntlich dem Göthe verübelt, daß er vor dem Bonaparte so gewaltigen Respekt gehegt. Aber, du lieber Gott, wenn der kosmopolitische Dichter aus dem Schneckenhause seiner krähwinkeligen Ministerschaft heraus mit ansah, wie der französische Machthaber mit diesen Fürsten, Generalen und Ministern umsprang, die er so zu sagen im Handumdrehen aus Gegnern zu Vasallen machte, da mußte er doch wohl vom Bonaparte denken wie Shakespeare's Cassius vom Cäsar: —

„Fürwahr, er schreitet durch die enge Welt
Wie ein Koloß daher, derweil die Zwerge
Ihm zwischen den Gigantenbeinen wuseln."

Als einen Haupthebel seines staunenswerthen Glückes handhabte der „Erbe der Revolution" seine gränzenlose Menschenverachtung. Er wußte die Leute bei ihren Schwächen, ihren schlechten Instinkten und ihren gemeinen Leidenschaften zu fassen und darum hatte er sie und war er ihres Gehorsams und ihrer Dienste sicher. Denn nur in selten wiederkehrenden und immer schnell welkenden Frühlingen der sogenannten Weltgeschichte ist es von Wirkung und Erfolg, an die edleren Triebe der Menschen zu appelliren. Der idealische Aufschwung ist dauerlos, das realistische Bedürfniß dauerhaft. Die Begeisterung ist eine hochauflodernde, aber zumeist rasch sich verzehrende Flamme, die Freude an einem sorglos-genüsslichen Dasein eine langhin glostende Kohle. Auf das Gemeine demnach, woraus unserem großen Propheten des Idealismus zufolge „der Mensch gemacht ist", muß seine Berechnungen bauen, wer die Völker beherrschen will. Seit Oktavian Augustus hatte das kein Despot mehr so gut gewußt und so keck bethätigt, wie Bonaparte es wußte und bethätigte. Und wie er die Menschen allgemein verachtete, so die Franzosen ganz besonders. Dieser Verachtung gab er gelegentlich schroff-grobianischen Aus-

abſichtigten Anfall auf den Erſten Konſul das Ausſehen nicht einer meuchleriſchen, ſondern einer kriegeriſchen That geben ſollte. Man wußte, daß Bonaparte bei ſeinen Fahrten von den Tuilerien nach St. Cloud oder Malmaiſon im Hin und Her nur von einem Dutzend reitender Grenadiere der Konſulargarde begleitet zu werden pflegte. Auf dieſe Bedeckung wollte Cadoudal an der Spitze von einem Hundert wohlbewaffneter und entſchloſſener Royaliſten fallen und alſo in offenem Kampfe im offenem Felde den Uſurpator erſchlagen. Damit aber das Abenteuer ſo recht Form und Farbe einer royaliſtiſch-kriegeriſchen Unternehmung erhielte, müßten zwei Prinzen vom Stamme Bourbon mit dem Degen in der Hand dabei mitthun, Artois und Berry, oder wenigſtens einer von beiden.

So inſcenirt, würde, wie der Chouanshäuptling wähnte, das geplante Attentat aus der gemeinen Sphäre des Meuchelmordes in die erhabene eines wohlberechtigten kriegeriſchen Wagniſſes ſich erheben. Man erkennt hier wiederum, wie ſo häufig im Leben und in der Geſchichte, daß in der Kunſt der Selbſtbelügung die menſchliche Erfindungsgabe alle Wahrſcheinlichkeitsberechnungen weit hinter ſich zurückläßt.

Das Beſeitigt- oder Expedirtſein Bonaparte's vorausgeſetzt, trat im Rechenexempel der Verſchworenen die Ziffer Moreau in den Vordergrund. Die Prinzen und Junker bildeten ſich ein, der frondirende General wäre unſchwer zur Uebernahme der Monk-Rolle zu beſtimmen. Seine Pantoffelheldenſchaft war bekannt. Wie, wenn man ſeiner Frau und — nicht zu vergeſſen! — ſeiner Schwiegermutter verſpräche, daß Moreau, mit der Würde eines Connétable bekleidet, dem wiederaufgerichteten bourboniſchen Königsthron zunächſt ſtehen ſollte? Das müßte ziehen, dem wäre nicht zu widerſtehen. Die beiden frauenzimmerlichen Zungen würden viribus unitis ſchon dafür ſorgen.

Aber wie an Moreau gelangen? Durch Vermittelung ſeines alten Waffengefährten und Freundes Pichegru, den man in London zur Hand hatte. Der General, welcher als Eroberer von Holland unter den Kriegsleuten der Republik einen berühmten Namen gewonnen, hatte ja ſchon unter dem Direktorium die königliche Fahne zu erheben verſucht, aber dieſen verfrühten Verſuch mit der Verbannung nach Guyana zu büßen gehabt. Von dort entflohen und nach England gelangt, war er in das Treiben der Emigranten hineingerathen, obzwar der ernſte und ſcharfſichtige Mann davon ſehr wenig erbaut ſein mochte. Er konnte ſich in der Werthung von Leuten wie Artois und Berry, Rivière und Polignac unmöglich täuſchen, und von den Verſchworenen allen flößte ihm nur Georges Cadoudal Vertrauen ein, obzwar er den von ſeiner republikaniſchen Generalſchaft herſtammenden Widerwillen gegen die Chouanerie nie ganz verwinden konnte. Die Lage war jedoch ſo, daß es begreiflich, wenn Pichegru ſich in die Verſchwörung hineinziehen ließ, immerhin widerwillig genug. Es darf auch wohl angenommen werden, daß er es nur gethan in der geheimen Hoffnung, er würde in Verbindung mit Moreau imſtande ſein, den Geſchicken Frankreichs eine andere Wendung zu geben als die von den Chouans gewollte. In der Flüchtlingstäuſchung über die Zuſtände und Stimmungen in Frankreich war übrigens auch Pichegru befangen.

4.

Von geheimen Buchten, Schleichwegen und Verstecken; fernerweit von allerhand Ränken und Zettelungen.

Nach gehaltenen Rathschlägen beschlossen die Verschwörer, zum handeln zu schreiten.

Zuvörderst war es angezeigt, drüben in Frankreich das Terrain aufzuklären und die nöthigen Anschickungen einzuleiten. Man fand auch, daß es unräthlich, wenn das ganze Personal des Komplotts, soweit es sich in London vorfand, mitsammen über den Kanal ginge. Die Ueberfahrt sollte truppweise und allmälig geschehen. Zuerst sollte Cadoudal mit einer kleinen Bande auserlesener Chouans die heimliche Reise nach Paris antreten. Nach einer Weile würde Pichegru, nachdem er schon von England aus durch diese oder jene Mittelsperson mit Moreau angebändelt hätte, nachfolgen, begleitet von Rivière und den Polignacs. Die Prinzen selbst müßten erst dann nach Frankreich kommen, wann das Hauptstück des ganzen Unternehmens, d. h. der Anfall auf Bonaparte, völlig zur Ausführung gereift wäre.

An Reisegeld konnte es natürlich das englische Ministerium den lieben Leuten, welche auszogen, im ruchlosen Frankreich den bekanntlich niemals bemakelten Lilienthron wieder aufzurichten, nicht fehlen lassen. Georges Cadoudal allein nahm in Banknoten und Wechseln 40,000 Pfund St. in englischem und also 1 Million Francs in französischem Gelde mit, eine für dazumal, wo die Millionen noch nicht so wie heutzutage aus den

Aermeln der Börsenbarone geschwindelt wurden, ganz respektable Summe. Denn daß zum Kriege vor allem Geld, wieder Geld und abermals Geld gehöre, hat nicht nur der alte Montecucoli gewußt. Sehr liebenswürdig vonseiten der britischen Regierung war es auch, daß sie ein schnellsegelndes Fahrzeug ihrer Marine, befehligt von dem kühnen Captain Wright, zur Verfügung der Verschworenen stellte, um dieselben sicher nach Frankreich hinüberzubringen.

Auf dieser Brigg ging Cadoudal mit seiner Million im Gurt und begleitet von seinen Getreuen im August 1803 zu Hastings unter Segel. Das Schiff steuerte der Küste der Normandie zu, wo man einverstandene Leute, einen geheimen Landungsplatz und einen Schmugglerpfad zu finden sicher war. Dort, zwischen Dieppe und Tréport, steigt das Ufer in jäher Felsengestalt aus dem Meere, scheinbar ganz unzugänglich. Aber es gab da in einer kleinen Bucht eine Stelle, Biville geheißen, wo sich ein leiterartiger Pfad in einer schmalen Klamm durch die Felswand emporwand, freilich nur mit Beihilfe eines Seiles zu ersteigen, welches die Helfershelfer der hier landenden Schmuggler auf ein verabredetes Signal hinabließen. Die Kenntniß dieses Pfades hatten in Eu ansässige „Wissende" den Verschwörern für gutes Geld verkauft. Da legte der Captain Wright nach Einbruch der Nacht an, landete seine Passagiere und suchte dann wieder die hohe See. Cadoudal und seine Gefährten klommen den Felsspalt hinauf und wurden droben von einem „Vertrauten", welcher das Seil in die Kluft hinabgelassen hatte, empfangen und weitergeleitet. Auf Schleichwegen wanderten sie, mit Vermeidung von Straßen, Dörfern und Städten, durch Wälder und über Haiden,

aus verstanden. Waren doch sogar an den Fingern des „biederen" Moreau von den Kontributionen, welche er in Deutschland für Rechnung der französischen Republik erhoben hatte, drei oder vier Millionen nur so hängen geblieben.

Fouché also ist es gewesen, welcher den Ersten Konsul aufmerksam machte, daß vonseiten der Royalisten etwas wider ihn im Werke sein müßte. Der weiland Polizeiminister war von seinen Agenten zu gut bedient, als daß ihm die Anwesenheit einer nicht geringen Anzahl von Emigranten und Chouans, die ja doch nicht immer in ihren Schlupfwinkeln stillliegen konnten oder wollten, hätte entgehen können. Bonaparte mochte sich erinnern, daß Fouché's Spürnase schon dazumal nach dem Mordkrach der Höllenmaschine nach der richtigen, d. h. nach der bourbonischen Seite hin geschnüffelt hatte, und er war daher sehr geneigt, auf die Zuflüsterungen des ci-devant Jakobiners zu hören. Zudem hatte er sich ja schon gesagt, daß der Wiederausbruch des Krieges mit England die Bourboneriche in Bewegung bringen würde, und seine Besorgnisse mußten nach dieser Richtung hin bedeutend verschärft werden dadurch, daß ihm ein Einblick in die vom englischen Gesandten in München betriebenen Machenschaften aufgethan worden war. Diese Machenschaften, der Konsularregierung verrathen durch einen von Drake's Agenten, einen Franzosen, der aus einem Republikaner ein Soldknecht der englischen Diplomatie geworden, hatten zunächst den Zweck, die Geheimnisse des französischen Kriegsplanes aufzuhellen; dann aber auch, alle vonseiten der Emigranten gegen Bonaparte gerichteten Anschläge zu unterstützen. Ein unmittelbarer oder auch nur mittelbarer Zusammenhang der

Umtriebe des Gesandten mit der Verschwörung Cadoudals hat jedoch nicht stattgefunden.

Bonaparte's Argwohn war geweckt, und weil gleichzeitig da und dort, in der Normandie, in der Vendée, bourbonische Regungen, obzwar nur schüchterne, bemerkbar wurden, so beschloß er, um Licht in das Dunkel zu bringen, auf's Gerathewohl eine Anzahl von der Chouanerie mehr oder weniger verdächtigen Leuten verhaften zu lassen, welche man in Paris und in der Provinz gerade unter der Hand hatte. Diese Verhaftungen gingen vor sich und der Erste Konsul wählte aus der Liste der Verhafteten fünf, in der Hoffnung, dieser oder jener derselben würde dem Kriegsgerichte, vor welches sie gestellt wurden, Geständnisse machen. Zwei sprach das Kriegsgericht los, drei verurtheilte es zum Tode. Zwei davon ließen sich erschießen, ohne mehr bekannt zu haben, als daß sie nach Frankreich gekommen, der Sache des legitimen Königs zu dienen — welchem Bekenntniß sie eine kräftige Verwünschung des „Usurpators" hinzufügten. Dem dritten aber sank angesichts des Todes das Herz und er ließ sich zu dem Geständnisse herbei, daß er im August mit Georges Cadoudal am Felshange von Biville an's Land gestiegen und durch Wälder und über Haiden hehlings nach Paris gekommen sei, um einen Mordanfall auf Bonaparte mitzumachen. Außerdem gab er verschiedene von den Geheimquartieren und den vertrauten Kneipen an, welche den Chouans von Cadoudal's Bande Unterschlupf gewährten.

So hatte sich denn Fouché's Polizeinase und nicht minder die Berechnung des Ersten Konsuls bewährt. Es war doch einiges Licht in das Dunkel gebracht. Man wußte jetzt, daß der hochgefährliche Chouanshäuptling

als man schon wußte. Dagegen kamen aus dem Munde des Herrn Athanase Hyacinthe Bouvet de Lozier Angaben, welche die ganze Verschwörung klarstellten und den General Moreau schwer belasteten.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar machte Bouvet in seinem Gefängniß einen Versuch, sich zu erhängen. Das mißlang und der Gefangene wurde dadurch in eine an Raserei gränzende Aufregung versetzt. Er schrie nach dem Wärter und erklärte diesem, daß er sofort zu Protokoll vernommen zu werden verlangte, bevor er für die Sache seines rechtmäßigen Königs sterben würde. Der Staatsrath Réal wurde herbeigeholt und erstaunte nicht wenig über das, was der wüthende Mann hervorsprudelte. Réal ließ den Großrichter und Justizminister Régnier benachrichtigen und in dessen Gegenwart wurden sodann die Geständnisse des Gefangenen protokollirt, welcher als richtiger Franzos sich in Positur warf und theatralisch anhob: „Ein Mann, der von den Pforten des Grabes kommt und noch bedeckt ist mit den Schatten des Todes, will Rache nehmen an Leuten, welche durch ihre Treulosigkeit ihn mitsammt seiner Partei in den Abgrund gestürzt haben.“ *)

*) Meine Darstellung ist hier, wie durchweg, als auf ihre Hauptquelle basirt auf die große Aktensammlung: „Procès instruit par la cour de justice criminelle et spéciale du département de la Seine, séante à Paris, contre Georges, Pichegru et autres, prévenus de conspiration contre la personne du Premier Consul.“ Paris 1804, 8 vols. Was die Episode des an dem Herzog von Enghien verübten Justizmordes angeht, so lieferte mir das Aktenmaterial für meinen Bericht die Sammlung der „Documents authentiques“, welche L. Constant seiner Schrift „Le duc d'Enghien“, Paris 1869, einverleibt hat. Als eine, freilich nicht immer kristallklare Quelle für die Geschichte dieser Episode dürfen auch das 4. und 5. Kapitel vom 1. Bande der „Mémoires de Madame de Rémusat“, Paris 1880, bezeichnet werden.

Auf diese Präambel ließ er umfassende Geständnisse über Thatsachen folgen, die wir bereits kennen. Von Gewicht war besonders die Enthüllung, daß zur für passend erachteten Stunde „Monsieur“ (d. i. der Graf von Artois, als Bruder Ludwigs des Achtzehnten so betitelt) in Frankreich erscheinen sollte, um sich an die Spitze der Royalisten zu stellen; fernerweit die Aussage, daß Moreau versprochen, für die bourbonische Sache einzutreten, dann aber sein Wort zurückgenommen hätte, weil er selber nach der Diktatur strebte. Davon hätten aber die Royalisten ihrerseits nichts wissen wollen und das Hin- und Herverhandeln mit dem unzuverlässigen General trüge die Schuld, daß die Ausführung des Anschlags gegen den Ersten Konsul verzögert, die Zeit vertrödelt und die Polizei endlich auf die Fährte der Verschworenen geführt worden sei. In diesen Angaben Bouvets lieferte dann ein nochmaliges Verhör Picots die Ergänzung, daß nicht allein Cadoudal, sondern auch Pichegru zweifellos in Paris anwesend sein müsste.

Sobald Bonaparte von den Ergebnissen dieser Verhöre durch Réal in Kenntniß gesetzt worden, am Morgen vom 14. Februar, zauderte er nicht, zu handeln. Er machte es demnach ganz anders als die Komplottbrüder, welche so viele Zeit mit Schwatzen verloren hatten. Auch Georges war ja in dieser ganzen Angelegenheit keineswegs als der zum Vorschein gekommen, für welchen er galt, als der Mann des entschlossenen Zugreifens und des unbedenklichen Anpackens. Er sogar hatte sich auf's

Diplomatisiren eingelassen und mußte nun erfahren, daß die Fäden einer Verschwörung um so leichter reißen, je feiner sie gesponnen sind.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Februar ward in den Tuilerien eine vom Ersten Konsul berufene Rathsversammlung gehalten, der die beiden konsularischen Statisten Cambacérès und Lebrun und die Mitglieder des Kabinetts anwohnten. Auch der unentbehrliche Fouché war dabei. Das Mordkomplott stand für die Rathschläger als Thatsache fest. Die Verschwörung erschien ihnen unter dem Gesichtspunkte, daß zur „Beseitigung" Bonaparte's und zum Sturze der Konsularregierung Royalisten und Republikaner eine Verbindung eingegangen oder wenigstens einzugehen versucht hätten. Pichegru habe dabei den Vermittler gemacht. Leider wäre zur Stunde weder dieser noch Cadoudal in den Händen der Behörden, aber sie wären in Paris und würden wohl aufzufinden sein. Es müßte jedoch von Wichtigkeit werden, die Möglichkeit eines weiteren Verkehrs dieser beiden Komplottchefs mit Moreau abzuschneiden. Daher der Beschluß, den General, sowie die Zu- und Zwischenträger Lajolais und Rolland, ungesäumt verhaften zu lassen. Aber was dann? Cambacérès meinte, Moreau sollte einem Kriegsgericht überwiesen werden. Der Erste Konsul wandte dagegen ein, es würde heißen, er hätte durch ihm blindlings ergebene Officiere seinen „Nebenbuhler" richten lassen. Daraufhin wurde beschlossen, Moreau vor den Strafgerichtshof vom Seinedepartement zu stellen, aber — die wächserne Konsularverfassung bot dazu eine Handhabe, wie zu jeder Willkürlichkeit — für diesen Fall die Geschworenenbank zu suspendiren. Das machte freilich, wie unschwer vorauszusehen, auf die

öffentliche Meinung einen noch schlimmeren Eindruck, als vielleicht ein Kriegsgericht gemacht hätte. Aber was war dem bonaparte'schen Säbelskepter die öffentliche Meinung? Ein Windhauch.

6.

Wie die Pariser die Verschwörung bewitzelten und wie ihr Witz eine Maulschelle abbekam.

Die angeordneten Verhaftungen wurden vollzogen. Moreau ist in seinem Wagen auf der Brücke von Charenton zwischen Grosbois und Paris aufgehoben und in den Temple gebracht worden — mit aller Höflichkeit, versteht sich. Innerhalb der Mauern der alten Templerburg, allwo Ludwig der Sechszehnte geseufzt, Marie Antoinette geweint und der unglücklichste aller Dauphins das Martyrium jakobinischer Rohheit durchgelitten hatte, konnte der General darüber nachdenken, was dabei herauskomme, wenn der Ehrgeiz eines Menschen beträchtlich viel länger ist als sein Verstand. Der Großrichter Régnier richtete eine amtliche Botschaft an die drei großen Staatskörperschaften, welche die Komödie des Parlamentarismus zu agiren hatten, um denselben die Verschwörung, und was dagegen vorgekehrt wäre, bekanntzugeben. Als die Neuigkeit in der Stadt bekannt wurde, nahm sich der vorhin erwähnte Windhauch doch heraus, etwas schneidend oder wenigstens spöttisch zu blasen: „Eine Verschwörung Moreau's? Ach, das sollte wohl heißen: eine Verschwörung gegen Moreau?" Oder: „Die ganze Geschichte ist eine Fabel, aber eine

schlecht ersonnene." Oder: „Cadoudal und Pichegru seien die Hauptverschwörer? Hat man sie? Bewahre! Sind sie in Paris? Ja, vielleicht in Gedanken." Derartige Witzeleien fanden natürlich großen, obzwar nur hehlings kichernden Beifall und es bewahrheitete sich eben auch hier wieder, daß die liebe öffentliche Meinung gar häufig nichts anderes ist als ein aus dem hohlen Bauche der Unwissenheit oder aus der vollen Gallenblase der Bosheit hervorgegurgelter Klatsch.

Nun war aber dazumal Bonaparte gegen den besagten Windhauch noch etwas empfindlich, was er sich später gründlich abgewöhnt hat. Er gerieth daher in eine Zornwallung, welche bis zur Wuth gesteigert wurde durch den Umstand, daß die Pariser oder wenigstens viele Pariser in ihrem Unglauben an die zweifellose Thatsache des Komplotts beharrten; noch mehr aber dadurch, daß die mit Bouvet und Picot fortgesetzten Verhöre immer Bedenklicheres ergaben. Insonderheit dieses, daß unter den nach Paris gekommenen Verschwörern vornehme Herren aus der nächsten Umgebung der bourbonischen Prinzen sich befänden, De Rivière und die Polignacs. Weiterhin, daß mit dem nächsten Emigrantentrupp, welcher im Februar bei Biville landen sollte, der Graf von Artois oder der Herzog von Berry oder beide kommen würden, um sich an die Spitze der Angreifer des Ersten Konsuls zu stellen. Endlich, daß Pichegru seine alten Bekanntschaften im Gesetzgebenden Körper und im Tribunat, ebenso Moreau seinen Einfluß im Senat und seine Autorität in der Armee geltend und fruchtbar machen sollte, um durch die gemeinsame Wirksamkeit von allen diesen Hebeln die Wiederaufrichtung des bourbonischen Thrones zu bewerkstelligen.

Es liegt kein Grund vor, zu bezweifeln, daß Bonaparte an die Thatsächlichkeit dieses Schreckgemäldes in dessen ganzem Umfange geglaubt habe, und darum ist es auch glaubhaft, daß der Mythograph und Glorificirer des Bonapartismus, Monsieur Thiers, die Wahrheit sage, wenn er meldet, der Erste Konsul sei in wilde Drohungen gegen die Bourbons ausgeborsten und habe erklärt, er würde jeden Prinzen, dessen er habhaft werden könnte, erschießen lassen. Er ging auch unverweilt auf die Habhaftwerdung aus. Der Oberst Savary, Kommandant der Elitegensdarmerie, welchen er als ein verlässliches, völlig skrupelfreies, zu jedem Dienst bereites Werkzeug kannte, erhielt Befehl, mit einer Schar seiner Leute stracks nach der Normandie abzugehen und in aller Heimlichkeit auf der Höhe der Klippen von Biville einen Lauerposten zu beziehen, um die landenden Emigranten, mit welchen der oder die Prinzen kommen sollten, abzufangen und nach Paris zu liefern.

Derweil dieser Befehl zur Ausführung kam, rückte auch der verhaftete Lajolais mit Geständnissen heraus. Immerhin jedoch nur soweit, als er bekannte, nach London gereis't zu sein und Pichegru mit nach Paris und zu Moreau gebracht zu haben — einzig und allein, wie er sagte, damit der letztere für die Heimberufung des ersteren sich verwende. Lajolais ahnte nicht, wie sehr er mit diesem halben Geständniß Moreau beschwerte, weil die Regierung ja schon von anderwärtsher die Verbindung Pichegru's mit Cadoudal und die Zusammenkünfte des Generals mit den beiden Verschwörern kannte. Moreau hinwiederum hatte keine Ahnung, daß Lajolais verhaftet wäre und überhaupt etwas gestanden hätte, und daraus erklärt sich sein Gebaren gegenüber dem Großrichter

Régnier, der im ganzen Pomp seines Amtes zum Temple gefahren kam, um den Sieger von Hohenlinden zu verhören. Dieser benahm sich hierbei ebenso ungeschickt als unehrlich, indem er sich durch den Großrichter in einen ganzen Knäuel kläglicher Lügen verwickeln ließ. Régnier befragte ihn über seine Beziehungen zu Lajolais, Pichegru und Cadoudal. Moreau erwiderte, er wisse nichts von solchen Beziehungen. „Aber Sie haben doch die Genannten gesehen und gesprochen?“ „„Nein, weder gesehen noch gesprochen. Ich begreife auch gar nicht, warum man mich mit solchen Fragen behelligt.““ Der Großrichter trug dieses Ergebniß des Verhörs in die Tuilerien und nach erstattetem Bericht soll der Erste Konsul ausgerufen haben: „Nun denn, wenn er sich mir nicht entdecken und anvertrauen will, so mag die Sache ihren gerichtlichen Verlauf nehmen!“

Ihm, dem Machthaber, mußte vor allem daran gelegen sein, mittels der Einfangung von Cadoudal und Pichegru vor Paris und Frankreich den Beweis der Wesenheit des Komplotts zu führen. Der Gesetzgebende Körper, zur Sklavenhaftigkeit des römischen Senats unter Caligula und Nero herabgebracht, mußte ein ungeheuerliches Gesetz votiren, welches allen, die Pichegru, Cadoudal und sechzig signalisirten ihrer Mitverschworenen Zuflucht oder Unterschlupf gewährten, die Todesstrafe androhte, sowie allen, welche die Verstecke der Verschwörer kennten und nicht anzeigten, sechsjähriges Zuchthaus. Die Thore von Paris wurden geschlossen wie zur Zeit des Septembermordgräuels von 1792, die Stadtmauer unausgesetzt durch Reiterschwadronen umritten, die Ein- und Ausflüsse der Seine scharf bewacht. Dann ging in der Stadt eine unerbittliche Jagd los, welche die

Verschworenen von einem Schlupfwinkel in den andern hetzte. Ihre Lage war schrecklich. Die Drang- und Trübsal, welche sie bei Tag und Nacht auszustehen hatten, überstieg oft die Kraft von Fleisch und Blut. Hungernd, frierend, fiebernd irrten sie umher. Nicht selten mußten die von ihnen, welche die Mittel dazu besaßen, die Gewährung einer elenden Nachtherberge mit 6000, ja mit 8000 Franken bezahlen. Es ist wie ein tröstlicher Lichtstral in diesem Dunkel, daß einer der Minister des Ersten Konsuls, Marbois, seinem Freunde von ehemals, dem jetzt vogelfreien Pichegru, welcher eines Abends in der Verzweiflung, kein Nachtlager finden zu können, an die Thüre des Ministerhôtels klopfte, für eine Nacht das erbetene Asyl gewährte und daß Bonaparte seinem Minister, der ihm später Mittheilung davon machte, diese Gastlichkeit nicht verübelte.

Pichegru war es auch, welcher zuerst in die Hände der Späher und Spürer fiel. Ein Mitverschworener, welcher bei dem General Adjutantendienst gethan, verrieth den letzten Schlupfwinkel, den er gefunden, und überlieferte ihn den Gensdarmen, welche den verrathenen und mit Mühe überwältigten Mann in den Temple brachten, aus dessen Mauern er nur im Sarge wieder herauskommen sollte. Bald darauf wurden De Rivière und die Brüder Polignac aufgejagt, gestellt und zur Haft gebracht. Cadoudal zuletzt, erst am 9. März. Die Spürhunde hatten sein letztes Versteck ausgewittert. Als er es Abends 7 Uhr verließ, um ein anderes zu suchen, verfolgten sie ihn bis zum Pantheon, allwo ein vertrauter Chouan mit einem Kabriolet auf ihn wartete. Georges, welcher die Verfolger hinter sich spürt, steigt ein und treibt den Kutscher zur Eile. Die Meute stürzt

nach. Auf dem Platz Bussy fällt ein Polizist dem Pferde in die Zügel. Cadoudal entladet ein Pistol auf ihn und schießt ihn todt. Dann springt er aus dem Wagen und streckt mit einem zweiten Schuß einen zweiten Polizisten schwerverwundet zu Boden. Allein er wird umringt, nach verzweifelter Gegenwehr bewältigt, entwaffnet und dingfest gemacht. Die 60,000 Franken oder mehr, die er in Gold und Banknoten bei sich getragen, sind der Frau von Rémusat zufolge (Mém. I, 310) der Witwe des getödteten Polizeimanns gegeben worden.

Der hochgewachsene, breitschulterige Müllerssohn aus dem Morbihan mit seinem offenen, bäurischgesundrothbackigen Gesichte machte auch im Untersuchungsverhör auf der Polizeipräfektur, wie später vor Gericht, von allen seinen Komplottgenossen die beste Figur. Statt sich wie Moreau auf's Lügen und Leugnen zu verlegen, ging er freisam mit der Sprache heraus und man merkte, daß diese der energische Ausdruck einer felsenfesten Ueberzeugung sei. „Warum kamen Sie nach Paris?“ — „„Um den Ersten Konsul anzufallen.““ — „Womit?“ — „„Mit offener Gewalt.““ — „Was beabsichtigten Sie und Ihre Mitverschworenen weiter?“ „„An die Stelle des Ersten Konsuls einen Bourbon zu setzen.““ — „Was für einen?“ — „„Ludwig den Achtzehnten.““ — „Welche Rolle sollten Sie bei dem beabsichtigten Angriff auf den Ersten Konsul spielen?“ — „„Die Rolle, welche mir einer der französischen Prinzen, der dabei sein sollte, zuweisen würde.““ — „Also in Uebereinkunft mit den ci-devant französischen Prinzen ist der Attentatsplan entworfen worden und so sollte er auch zur Ausführung kommen?“ — „„Ja.““ — „Sie haben sich mit den ci-devant französischen Prinzen

in England verabredet?“ — „„Ja.““ („Procès instruit“, II, 79, 83.)

Man sieht, Georges sprach ganz offen und bestimmt, als ein Mann, welcher nicht mit einer Unwahrheit auf den Lippen dem Tod entgegengehen wollte, der ihm, wie er wußte, unbedingt gewiß war. Ebenso bestimmt aber verweigerte er jede Auskunft über seine Verstecke und Herberger, sowie über seine Mitverschworenen. „Ich will die Zahl der Opfer nicht vermehren,“ sagte er; „es sind ihrer ohnehin genug.“ De Rivière und die Polignacs suchten ihre Geständnisse, zu welchen sie sich doch auch herbeilassen mußten, mittels allerhand Ausflüchten und Verklausirungen möglichst abzuschwächen und zu verdünnen.

Als Summe aller von den verhafteten Verschwörern erwirkten Bekenntnisse konnte die Regierung die unbezweifelbare, deutlich sichtbare, handgreifliche Thatsache eines bourbonischen Mord- und Umsturzkomplotts vor die öffentliche Meinung hinstellen.

Jetzt hörten die Pariser auf, zu witzeln und hohnzulächeln. Das ging ihnen doch über den Spaß.

7.

Wie der Bonaparte den korsischen Banditen herauskehrte.

Wer gerecht urtheilen will, wird anerkennen müssen, daß bis dahin der Erste Konsul in dieser Sache durchaus ordnungsgemäß und regelrichtig gehandelt hatte. Er war im Besitze der Macht und folglich — wie die

gungen zwingen mich, ein Feind der republikanischen Regierung zu sein."

Hierauf der Form halber eine Berathung der „Richter" und als Resultat derselben einmüthiger Schuldigspruch des Angeklagten, selbstverständlich ein Todesspruch.

Der General Hullin hat später, freilich erst zur Zeit der Restauration, behauptet, er hätte sich nach der Urtheilsfällung hingesetzt, um an den Ersten Konsul zu schreiben. Nämlich zu dem Zwecke, denselben zu bitten, dem Prinzen die von diesem erbetene Unterredung zu gewähren, sowie auch, den Verurtheilten der Gnade Bonaparte's — ja, der „Gnade" Bonaparte's! — zu empfehlen. Da wäre aber Savary hinter ihn getreten und hätte ihm die Feder aus der Hand genommen mit den Worten: „Was noch zu thun, geht Sie nichts an; es ist meine Sache ..."

In die Wohnung Harels zurückgeführt, hat der „Gerichtete" wiederum den Schlaf gesucht und gefunden. Aber man gönnte ihm denselben nicht lange. Um 3 Uhr des Morgens aufgestört, wird er eine feuchte Wendeltreppe hinab in den Festungsgraben geführt, wo am Fuße des Pavillons der Königin schon vor der Fällung des „Richterspruchs" sein Grab gegraben worden. Dort ist ein Peloton Gensdarmen aufgestellt, in zwei Gliedern von je acht Mann. Das Geflimmer einer Laterne beleuchtet nothdürftig die unheimliche nachtdunkle Scene. Man heißt den Prinzen an den Rand der Grube treten und der Adjutant Pelé verliest das „Todesurtheil". Nach einem Augenblick bangen Schweigens fragt D'Enghien: „Ist niemand da, der einem Sterbenden einen letzten Dienst erweisen will?" Der Leutnant Noirot nähert sich ihm und nach einigen mit demselben gewechselten Flüsterworten wendet sich der Prinz an die Gensdarmen mit der Frage: „Hat einer von euch eine Scheere bei der Hand?" Es wird ihm eine Scheere hingereicht, er schneidet sich damit eine Haarlocke ab, wickelt dieselbe mit einem Ring in ein Stück Papier und richtet an Noirot die Bitte, diesen Scheidegruß der Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort zukommen zu lassen. Dann erhebt er die Stimme und ruft aus: „Wie traurig ist es doch, durch die Hand von Franzosen sterben zu müssen!"

In diesem Augenblick gibt der Adjutant Pelé das verabredete Signal, indem er seinen Hut abnimmt. Die Gensdarmen schlagen an, die Schüsse knallen und der Prinz fällt todt zu Boden. Der noch warme Todte wird in seinen Kleidern in die Grube gelegt. Man schaufelt Erde darüber und sucht alle Spuren der Unthat zu verwischen.

Als es Tag geworden, bemerkte man, daß ein kleiner Hund kläglich winselnd die Erde, worein das Opfer der schändlichen Mordthat vergraben worden, mit seinen Vorderpfoten aufzuscharren suchte. Man schlug den armen treuen Mylof todt. Auf eine Brutalität mehr oder weniger in diesem wüsten Zwischenspiel des Drama's der cadoudal'schen Verschwörung kam es ja nicht an ...

Bonaparte, in der Erwartung, den heimlich ausgesonnenen und unwiderruflich befohlenen Schlag fallen zu sehen, hielt sich in Ermangelung einer korsischen „Macchia" seit dem 18. März in seinem Malmaison nicht gerade versteckt, aber doch abseits. Monsieur Thiers hat mythologisirt, der Erste Konsul sei in diesen Tagen unruhig, zerstreut und aufgeregt gewesen, so sehr, daß er gar nicht zu arbeiten vermocht habe. Der Napoleon-

lich abgeschafft worden, „für immer“. Komödie hüben und drüben!

Sieben Tage vor der Huldigung in St. Cloud, am 11. Mai 1804, begann vor dem Kriminalgerichtshof des Seinedepartements die Procedur gegen die 47 Angeklagten der cadoudal-pichegru'schen Verschwörung. Die Verhandlungen, deren Darstellung nicht in den Rahmen des vorliegenden Aufsatzes paßt, währten bis zum 9. Juni. Am meisten Schwierigkeit verursachte Moreau, welcher sich in der Procedur mit Geistesgegenwart und mehr Talent, als man ihm hätte zutrauen sollen, auf den unbescholtenen Biedermann hinausspielte. Mit solchem Erfolg, daß die kaiserliche Regierung den 12 Richtern, von welchen zuerst 7 für Freisprechung und 5 für die Verurtheilung des Generals zum Tode gewesen waren, nur mit Noth schließlich ein Schuldig entriß. In der Morgenfrühe vom 10. Juni verkündete der Gerichtshof die Urtheilssprüche. Sie lauteten für Cadoudal, Bouvet, Rivière, Lajolais, Armand Polignac, den Chouan-Picot und 13 seiner Kameraden auf Tod; für Moreau, Jules Polignac und Rolland auf zwei Jahre Gefängniß. Von der Kriminalanklage entbunden wurden 21 Angeschuldigte, Leute, welche mit der Verschwörung nichts zu schaffen gehabt, sondern nur die Verschwörer beherbergt hatten.

Für die vornehmen Herren Verschworenen, welche zum Tode verurtheilt worden, traten sofort an dem frisch aus dem Backofen gekommenen Kaiserhofe alle Fräcke und Unterröcke in wetteifernde Thätigkeit. Infolge derselben wurde Napoleon bewogen, für Bouvet, Rivière, Lajolais und Armand Polignac die Todesstrafe in einfache Einsperrung zu verwandeln. Seinen tiefgedemüthigten „Nebenbuhler“ Moreau begnadigte der Kaiser zur Auswanderung nach Amerika, von wo der schwache Mann zum nicht wieder gutzumachenden Schaden seines Rufes im Jahre 1813 zurückkehrte, um im Quasidienste der verbündeten Monarchen gegen sein Vaterland die Waffen zu tragen und in der Schlacht von Dresden durch eine französische Kugel getödtet zu werden. Für Georges Cadoudal ließ sich von dem höfischen Geschmeiß niemand zu Bitten, Kniefällen und Thränen herbei: er war ja nur ein Müllerssohn. Am 24. Juni ist er, der beste Mann, welchen die bourbonische Partei aufzuweisen hatte, mit elf seiner Chouans auf dem Grèveplatz unter dem Fallbeil gestorben.

Was Napoleon angeht, so ist man stark versucht, anzunehmen, daß in den Falten des Kaisermantels, den er umgethan, vom Anfang an der Kaiserwahnsinn gelauert habe, an welchem er später zu Grunde gegangen. Als er am 2. December von 1804 aus Notre-Dame, allwo ihn Papst Pius der Siebente gesalbt hatte, in die Tuilerien zurückgekehrt war, sagte er zu seinem Marineminister Decrès: „Ich kam zu spät zur Welt. Die Menschen sind heutzutage zu klug. Man kann nichts Großes mehr thun.“ — „„Wie, Sire? Was kann es denn Größeres geben, als, so man als Artillerieleutnant angefangen hat, den ersten Thron der Welt zu besteigen?““ — „Wohl, ich geb' es zu, meine Carrière ist nicht übel. Aber welch' ein Abstand z. B. gegen Alexander den Großen! Nachdem er Asien erobert und sich den Völkern als einen Sohn Jupiters dargestellt hatte, glaubte alle Welt daran, seine Mutter Olympias und etwa den Aristoteles und noch etliche andere Philosophen ausgenommen. Wenn aber ich heute erkläre, daß ich der Sohn Gottvaters wäre, und wenn ich nach Notre-Dame

Das ist jetzt nur noch eine Eisenbahnfahrt wie eine andere. Es mag ja sein, daß unter den tausenden von schwäbischen, elsässischen und schweizerischen „Wybervölchern", welche alljährlich zur schwarzen Muttergottes nach Einsiedeln wallfahren, dann und wann noch diese Frau oder jenes Mädel nach frommer Vormütter Sitte Erbsen in die Schuhe gethan hat. Aber das Dampfroß sorgt schon dafür, daß solche löbliche Kasteiung keinen Fußsohlenschmerz mehr verursache. Vor Zeiten ist das anders gewesen: da war die Frömmigkeit noch nicht so eisenbahnbequem wie jetzt. Als ich in meinen Knabenjahren unter der Obhut meines guten Bruders — über dessen Grabhügel auf dem Friedhof von Tägerweilen im Thurgau Friede walte für und für! — zum erstenmal nach Einsiedeln wallfuhr, nein, wallwanderte, in recht langem und heißem Tagmarsch von Zürich aus wallwanderte, auf daß ich sähe und erführe, was Wallfahren wäre und was ein Kloster vorstellte, da trafen wir hinter der Schindellegi, dort, wo linksher vom hohen Etzel der Pilgerpfad in's Sihlthal herabsteigt, ein greises Weiblein, welches, den Schnappsack auf dem Rücken, in der Linken einen großen Rosenkranz, in der Rechten einen langen Stab haltend und laut vor sich hinbetend, recht mühsälig sich fortschleppte. Die Pilgerin bettelte uns an, aber nur mit den Augen, welche ehrlich und zutraulich aus dem alten Gesicht hervorlugten. Mein Bruder reichte ihr einen „Zürischilling" und sagte: „Ihr habt wohl Erbsen in den Schuhen, Mutterle?" — „Ja, Herrle, so hab' ich. Hab's gelobt zur benedeiten Muttergottes von Einsiedeln." — Wir ließen die Greisin hinter uns zurück und ich bemerkte einen Zug tiefen Mitleids in dem Gesichte meines Bruders. Dann

wich dieser Zug einem sarkastischen Lächeln und ich hörte ihn murmeln: „Hätte sie wenigstens die Erbsen zuvor gekocht!" Der ganze Vorgang stand mir wieder mit greifbarer Deutlichkeit vor den Augen, als das keuchende Lokomotiv uns an der bezüglichen Stelle vorüberschleppte oder vielmehr vorüberschob ....

Im züricher Bahnhof erschreckliches Menschengewimmel und buntes Touristengewusel. Eine unendliche Auswahl von verrückten Herrenanzügen und wahnsinnigen Damenhüten. Item jene plumpe Selbstsucht und rohe Rücksichtslosigkeit, welche den allermodernsten Verkehr durchweg kennzeichnen. Früher reis'te man allerdings viel langsamer und viel beschwerlicher, aber auch in viel angenehmerer Gesellschaft. Jetzt geht Krethi und Plethi auf Reisen und verbreitet allüberall die öde Gemüthlosigkeit unserer Kulturbarbarei. Wir waren froh, endlich wohlbehalten eingeschifft und aus dem Lärm und Dunst heraus zu sein.

Nachdem er die nordwestliche Vorstadt mittels einer großen Kurve umfahren, gelangt der Zug an das linke Seeufer und rollt in geringer Höhe über dem blauen Wasserspiegel südwärts hinauf, immer durch Rebengelände und Obstgärten, vorüber an einer Reihe von schönen Dörfern, deren Wohlhabenheit — schweizerisch „Hablichkeit" — aus allen Fenstern lugt. Dort unten zur Linken, zwischen Horgen und Wädenschweil, springt die Halbinsel Au weit in den See vor. Eine so zu sagen klassische Stelle, wenigstens literargeschichtlicher Boden. Da, im Eichenschatten des Augestades, haben gerade vor 135 Jahren Friedrich Klopstock und seine züricher Freunde und Freundinnen am 30. Juli von 1750 jenes Idyll der Freundschaft gefeiert, welches den Messiassänger zur

sich links in der Tiefe zwischen Richtersweil und Rapperswil der See in seiner ganzen Breite auf. Ungefähr in der Mitte zwischen den genannten Ortschaften steigt aus dem blaugolden im Sonnenlichte funkelnden Wasserspiegel eine baumschattige Insel auf —

„Ufnau! Hier modert unser Heiland,
Für's deutsche Volk an's Kreuz geschlagen.
Ein deutsches Mekka wär' dies Eiland,
Hätt' ihn kein deutscher Leib getragen."

Vor fünfundvierzig Jahren hat man dieses klirrende Hyperbelblech schön gefunden. Heute würde Herwegh wohl selber davon sagen: Da sieht man wieder, daß es vom Erhabenen zum Lächerlichen nur einen Vers weit ist. Freilich, die pompösen Reime „Eiland" und „Heiland" waren sehr verlockend. Aber den armen Hutten zum deutschen Heiland aufzublasen, zu einer so kolossalen poetischen Licenz hat es, wenn mir recht ist, sogar der Pater Bombasticus Victor Hugo niemals gebracht. Hutten war fraglos ein bedeutender Mensch, vielleicht der genialste Deutsche von dazumal. Alles in allem genommen, war er aber doch nur ein verlorener Posten in einem verlorenen Kriege, dessen bestes Wissen, Wollen und Waffnen nicht zum nationalen Ziele gelangen konnten, weil Luther in seiner theologischen Einseitigkeit dieses Ziel gar nicht zu erkennen vermochte und demzufolge die Hoffnungen der Nation auf eine politische Wiedergeburt einem Kompromiß mit den Fürsten und Städtemagistraten opferte, um sein Schaf, die lutherische Orthodoxie und Unfehlbarkeit, aus der Sturmflut der Zeit glücklich auf's Trockene zu bringen.

2.

Auf der Paßhöhe der Schindellegi stand vordem ein einsamlicher Bergweiler mit einer Pilgerwirthschaft, wo ich vor Zeiten manchmal eingekehrt bin und gebackene Sihlforellen genossen habe. Jetzt ist eine Bahnstation da, sowie eine Fabrik, und mir wollte scheinen, der früher so heimelige Ort fabrikle schon bedenklich und habe auch seinen geschichtlichen Nimbus ganz eingebüßt. „Tout dégénère entre les mains de l'homme; il bouleverse tout, il défigure tout," hat der „Citoyen de Genève" gesagt.

Was den geschichtlichen Nimbus der Schindellegi von ehemals betrifft, so hat es damit seine Richtigkeit. Hier, wo die zu Zeiten recht wild brausende Sihl aus dem Hochthal von Einsiedeln herabkommt, um mit scharfer Wendung am Fuße des „Hohen Rohnen" hin westwärts weiter zu rauschen, hier in dieser Thalenge und an diesen steilen Berghalden hat einer von den letzten heldischen Akten der Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft gespielt.

Die Machenschaften, allwomit die französische „Schwesterrepublik" i. J. 1798 der alten Eidgenossenschaft den Untergang bereitete, um die Schweiz recht bequem und gründlich ausrauben und auspressen zu können, bilden einen ungeheuren Knäuel von Arglist, Tücke, Ruchlosigkeit und Schamlosigkeit. Nicht bald hat sich in der weltgeschichtlichen Tragikomödie die menschliche Niedertracht und Frevelhaftigkeit so zwanglos wüst kundgegeben wie hier. Die Räuberhorden des Direktoriums, die

tiner von Einsiedeln etwas auf Wissenschaft oder wenigstens auf Gelahrtheit hielten und halten, habe ich bei einem früheren Besuche kennen gelernt. Damals war ich an den gelehrten und literarisch thätigen Pater Gall Morell empfohlen und zwar durch dessen Vetter, meinen lieben Freund Karl Morell aus St. Gallen, den Verfasser trefflicher Monographieen über „Die Schweizerregimenter im Solde Frankreichs", über „Karl von Bonstetten" und über die „Helvetische Gesellschaft". Leider ist er frühzeitig, viel zu vorzeitig hingegangen, von wannen keiner wiederkehrt, aber doch nicht, ohne zuvor das nach meinem Gefühle schönste Weinlied deutscher Zunge gedichtet zu haben*). Wie es mit dem berühmten Kirchenschatz der Abtei heute bestellt sei, ob z. B. die 10 Pfund schwere Monstranz von gediegenem Golde noch darin, weiß ich nicht zu sagen. Unsere Zeit reichte nicht zur Besichtigung von allem. Zudem beschäftigte mich lebhaft die Erinnerung, daß gerade vor 110 Jahren Göthe hier gewesen. Während seiner Bootfahrt den Zürichsee hinauf entstanden die stimmungsvollen Strophen, welche mit der Ueberschrift „Auf dem See" in der Sammlung seiner Gedichte stehen. Von Richtersweil aus zur Schindellegi hinangestiegen, wandte er sich — so erzählt er im 18. Buch von „Dichtung und Wahrheit" — auf der Paßhöhe, um „die entzückende Aussicht auf den See in sich aufzunehmen", und improvisirte, um auszudrücken, „wie ihm zu Muthe war", die bekannte Vierzeile an Lili Schönemann, seine Quasi-Braut. In der Raritäten- und Schätzekammer der Abtei — die plündernden französischen Freiheitbringer hatten dieselbe damals noch nicht

*) S. m. „Bildersaal der Weltliteratur", 3. Aufl. II., 574.

schwesterrepublikanisch heimgesucht — fiel dem Dichter eine kleine „Zackenkrone" auf, „wie man wohl ähnliche auf den Häuptern alterthümlicher Königinnen gesehen". Er erbat und erhielt die Erlaubniß, „das Krönchen aus dem Schranke hervorzunehmen, und als ich solches in der Hand anständig haltend in die Höhe hob, dacht' ich mir nicht anders, als ich müßte es Lili'n auf die hellglänzenden Locken aufdrücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst gewahrwerden".

Nun, nicht mit dem Zackenkrönlein aus der Schatzkammer von Einsiedeln, wohl aber mit der Krone der Unsterblichkeit hat er das heißgeliebte Mädchen gekrönt. Lili Schönemann jedoch fand es nationalökonomischer, statt des Dichters vom Werther und Faust einen prosaischen straßburger Geldproz zu heiraten, und der Vater Iphigenie's und Dorothea's mußte sich seinerseits schließlich bequemen, seine Haus-, Tisch- und Betthälterin, die großäugige, hochbusige Vulpia, in aller Form zu seiner Frau Gemahlin zu machen. So lächerlich klein pflegen die großen Dinge dieser Welt zu enden.

4.

Als wir die vom Bahnhof zur Abtei führende Hauptgasse, deren Pflasterung auf die Kasteiung der Wallfahrerfüße berechnet ist, hinangingen, sah ich das Wahrzeichen des Gasthauses zum „Steinbock" noch immer keck in die Straße vorspringen. Da hab' ich in der Karwoche von 1838 mit einem tübinger Kommilitonen genächtigt, nachdem wir — damals gab es noch fußreisende

und den Kaiser Heinrich den Zweiten als Beschützer des Klosters vorstellen sollen. Der Tempel selbst mit seinen drei Schiffen, seinem hochgewölbten Chor, seinen Altären, seiner Fresken- und Vergoldungspracht macht keinen ästhetisch befriedigenden Eindruck, aber doch den des Stillen, Würdigen, Feierlichen und nebenbei auch den einer guten Lüftung und einer angenehmen Kühle. Wir bemerkten, daß die Wirkung des Ganzen auf die Kinder eine mächtige war. Sie waren still und gesammelt. Dem Jungen imponirte besonders ein auf einem Seitenaltar zur Rechten aufgestellter „heiliger Leib“ und ich erinnerte mich, daß ich selber vor langer, langer, langer Zeit als Knabe einen ähnlichen Eindruck empfangen hatte, als ich in der Stadtpfarrkirche von Schwäbisch-Gmünd zum erstenmal so ein kostbar aufgeputztes Skelett gesehen. War es vielleicht eine unbestimmte Ahnung von der Bedeutung der „Aesthetik des Häßlichen“? Ach, nein, es war eine erste Ahnung von der Bedeutung des Todes.

Unfern vom Haupteingang erhebt sich im Mittelschiff der Kirche ein riesiger aus schwarzem Marmor aufgebauter Kasten, vorn durch ein starkes Eisengitter verschlossen. Das ist die „heilige Kapelle“ oder „Gnadenkapelle“. Da drinnen im nur vom Ampellicht erhellten Dunkel thront auf einem Altar von weißem Marmor das wunderthätige Marienbild von Einsiedeln. In der sehr geschickt berechneten Beleuchtung ist das ganze Innere der Kapelle eitel Gold- und Silberschimmer und farbiges Steingefunkel. In alledisem Geflimmer, Geglimmer und Geglitzer sind mit Deutlichkeit nur zwei Mohrenköpfe zu unterscheiden, der größere der Muttergottes und der kleinere des Jesuskindes. Die Legende will, die aus Holz geschnitzte Madonna sei dem heiligen Meinrad von

der, wenn mir recht ist, ebenfalls heiligen Hildegard, Aebtissin des Fraumünsterstiftes in Zürich, geschenkt worden und habe allen Wandel und Wechsel der Zeiten, alle Fährlichkeiten und Nöthen der Jahrhunderte glorreich überdauert.

Die böse Ketzerin Kritik wollte sich in mir regen, als ich so dastand vor der heiligen Kapelle und rings um mich die knieenden Beter und Beterinnen betrachtete. Aber ich schweigte und schwichtigte die kritische Regung mit der leisen Mahnung: Still! Es gibt Reichsrichter in Leipzig*). Und außerdem: Ist denn nicht ein wirkliches und wahrhaftes Wunder die ganz unbezweifelbare Thatsache, daß Hunderttausende, Millionen von mühseligen und beladenen Menschen, auf den Steinfliesen vor der Gnadenkapelle knieend, der schwarzen Muttergottes ihre Noth und ihr Leid geklagt haben und erleichtert, getröstet und vielleicht auch gebessert weggegangen sind? Item, stehen diese „Armen im Geiste“ menschlich und sittlich nicht berghoch über den halbgebildeten oder ganzbildungslosen Pöbelhaufen der großen Städte, welche nur noch an das von dünkelhaften Afterweisen gepredigte rohmaterialistische Dogma: „Der Mensch ist auch nur ein Thier“ — glauben und daraus die Nutzanwendung ziehen, daß sie sich bestialisch aufführen müßten und dürften? Ich meine, wir haben es sattsam schaudernd miterlebt, wie die losgelassene Menschenbestie zu wüsten und zu wüthen vermag. Von dem, was in der Seele des Volkes

*) Wie zu seinem Schaden jener Rheinländer erfahren hat, welcher 1884 in letzter Instanz zu einem Monat Gefängniß verurtheilt worden, weil er in einem Zeitungsartikel eine das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit betreffende Stelle aus meiner „Menschlichen Tragikomödie“ (3. Aufl. II, 114) citirt hatte.

sondern auf eine That in Werken abgesehen. Der Kaiser und sein Kanzler sind nicht die Männer, welche dafürhalten, „in magnis voluisse sat sit“. Sie haben die riesige Aufgabe einer socialen Reform tapfer angefaßt mit Händen, welche in der Lösung großer Aufgaben sich erprobt hatten.

Aber es gibt Aufgaben, welche überhaupt nicht zu lösen sind. Selbst ein mit Allweisheit und Allmacht ausgestatteter Gott könnte die sogenannte sociale Frage nicht zu einer vorstellbar glücklichen Lösung führen, so er nicht vorher die Menschen in Engel verwandelte, d. h. in Fabelwesen, geschlechtslos, bedürfnißlos, leidenschaftslos. Und sogar Engel würden auf die Dauer den schönen, obzwar etwas langweiligen Traum einer „socialen Harmonie“ nicht zu verwirklichen und aufrechtzuhalten vermögen. Wissen uns die eranisch-jüdischen Mythen nicht zu berichten, wie die lieben Engel einander in die Haare geriethen? Melden sie uns nicht, wie Ahriman gegen Ormuzd sich empörte und Satan die rothe Fahne wider Jahve erhob? Kinder und Dichterlinge mögen sich an der Fata Morgana eines „ewigen Friedens“ unter den Völkern, einer „socialen Harmonie“ unter den Menschen ergötzen. Männern ziemt es, die Menschen und Völker, die Lebensbedingungen und Lebensführungen zu nehmen, wie sie sind, wie sie in ihrer Wesenheit immer waren und darum auch allzeit sein werden, sein müssen. Nicht allein das Erdenleben in allen seinen Erscheinungsformen, sondern auch das ganze Universum in allen seinen Ausstralungen ist ein ewiger Krieg aller gegen alle. Frieden wird erst der Schluß der Welttragödie bringen und dieser Friede wird nur der des Todes sein.

Es ist ein edler Gedanke, den nun einmal auf der

ganzen Linie der Civilisation so heftig wie noch nie entbrannten Kampf zwischen Kapitalismus und Proletarismus mittels einer „humanen“ Gesetzgebung schlichten zu wollen. Wäre nur die Erhitzung der beiden Kämpfer nicht schon zu jenem Siedegrade des Hasses und der Wuth gediehen, welcher keine „Vernunft“ mehr annimmt. Man *will* sich hüben und drüben nicht mehr verstehen und verständigen. Und wollte man auch, wann sind denn weltgeschichtliche Krankheiten mittels Pflastern und Latwergen geheilt, wann weltgeschichtliche Krache mittels „Rekonstruktionen“ bankerotter Gesellschaften in die Länge verhindert worden? Die Gesellschaft von heute ist bankbrüchig an Glauben und Hoffen. Sie hat, bewußt oder unbewußt, das Vertrauen auf die Zukunft verloren und lebt, eingestandener oder verhehlter Weise, nur noch in der und für die Gegenwart, um dieselbe rücksichtslos auszunützen und um jeden Preis möglichst zu genießen. Die Besitzenden thun so, die Besitzlosen möchten so thun.

Tennyson, der englische Hofdichter, hat zur Zeit, als er das noch nicht war, in der weitaus bedeutendsten seiner Dichtungen („Locksley Hall“) einen Blick in die Zukunft geworfen, welcher durchaus nicht für einen hofdichterlichen gelten konnte. Allerdings hat er hinter der vertobten Götterdämmerung ein Zukunftsparadies der Menschheit aufglänzen gesehen, ein Optimismus, welcher ja bei einem Lyriker, dem es stets sehr wohlergangen und der es schließlich bis zur Lordschaft brachte, leicht begreiflich ist. Dennoch sah aber auch dieser lyrische Optimist die herandrohende sociale Katastrophe vorher: —

„Slowly comes a hungry people, as a lion, creeping nigher,
Glares at one that nods and winks behind a slowly-dying fire . . .“